

Von den Un/Möglichkeiten, im Wissenschaftsbetrieb feministisch zu publizieren

CLAUDIA BRUNNER

Mit dem Wort *selbstverständlich* kann ich diesen Text nicht beginnen, denn die Existenz feministischer Wissensproduktion ist alles andere als das. Sie ist das Ergebnis vergangener Kämpfe und gegenwärtiger Herausforderungen. Über letztere soll ich schreiben.¹ Also nicht selbstverständlich, aber: Ja, es gibt im Wissenschaftsbetrieb zahlreiche feministische Autor_innen, viele feministische Buchreihen und Zeitschriften, seltener hingegen feministische Verlage. Ja, ich und meine Zeitgenoss_innen genießen das von unseren Vorgänger_innen erkämpfte Privileg, uns in diesen Räumen feministischer Wissenschaft zu artikulieren, und wir verfügen auch über jenes symbolische Kapital, das eine Teilnahme an wissenschaftlichen Debatten jenseits dieser Räume theoretisch ermöglicht. In der konkreten Praxis hingegen stellt sich die Frage nach den Un/Möglichkeiten feministischen Publizierens durchaus. Sie tut das allerdings auf unterschiedliche Weise in feministischen und nicht-feministischen wissenschaftlichen Kontexten.

Wo frau das Adjektiv *feministisch* nicht explizit vor sich her trägt, um die Publikationschancen trotz feministischer Inhalte zu erhöhen, muss etwa immer noch um geschlechtergerechte Schreibweise oder um die Nennung von Vornamen bei Zitationen und in Literaturverweisen gekämpft werden. Diese Erfahrung macht etwa, wer zu einer ansonsten nicht feministischen Publikation ein zumeist Feigenblatt-Gender-Kapitel beizusteuern bereit ist. Auch Fußnoten der Danksagung an jene, die das Werk mit ermöglicht haben, werden „aus Platzgründen“ gerne ersatzlos gestrichen. Und als ob kollektive Autor_innenschaft nicht schon herausfordernd genug wäre, wird diese spätestens mit der Erfassung in Bibliothekskatalogen auch wieder unsichtbar. Ein Glück, wessen Name den richtigen Anfangsbuchstaben hat, Pech hingegen für die Zweit- oder Drittautor_in, die so mitunter das eigene Werk nicht mehr in der Datenbank findet, so es denn – im Falle von Aufsätzen in Sammelbänden – überhaupt eine Beschlagnahme erfährt. Dasselbe gilt für die meisten Style-Sheets von Verlagen und Herausgebenden, die sich mit derlei Nebensächlichkeiten erst gar nicht aufhalten, sondern dem Mythos der singulären (Brunner et al.) und geschlechtslosen (Brunner, C.) Autor_innenschaft auch auf vermeintlich rein formaler Ebene zuarbeiten. Noch problematischer wird diese Praxis bei konventionalisierten Zitationsstilen, die in Literaturverwaltungsprogrammen normativ implementiert, weil von englischsprachigen Zeitschriften als Standard vorgegeben, werden. Dort kann eine oft nicht einmal mehr mit Redakteur_innen über derlei Fragen verhandeln, weil völlig überbewertete Fachzeitschriften zur Kostensenkung „online manuscript and author management“ einsetzen, bei dem auch gleich alle Rechte am eigenen Text vollautomatisiert übertragen werden. Auf der anderen Seite des Produktionspro-

zesses greifen internationale Verlagsgroßkonzerne zum Nulltarif auf die Expertise unzähliger Wissenschaftler_innen zu, die zum mittlerweile sakrosant gesetzten Peer Review-Prozess eifrig durch Fachgutachten beitragen. Ebenfalls von den meisten Fördergebenden unbezahlt bleiben Lektorate und Korrekturen, die frau sich zumeist im befreundeten Kolleg_innenkreis organisieren muss. All diese Selbstverständlichkeiten der Scientific Community basieren auf deren Zugang zu unterstützenden Ressourcen, über die freiberuflich tätige Wissenschaftler_innen, die viele feministische Autor_innen (mitunter unfreiwillig) sind, in deutlich geringerem Ausmaß verfügen. Ob eine unter diesen Umständen feministisch publizieren kann, wird somit oft zu einer ganz banalen Frage des Geldes.

Wo ausschließlich Feminist_innen am Werk sind, mögen zwar die Ziele und Wege der Beteiligten besser miteinander kompatibel sein als in nicht-feministischen Zusammenhängen – Verunmöglichungsfaktoren begegnet frau aber auch in diesem Fall. Der zentralste ist wiederum der (gar nicht) banalste: Ressourcen, die professionelles und nicht-(selbst)ausbeutendes Arbeiten ermöglichen oder eben nicht, und deren ungleiche Verteilung zwischen den Beteiligten. Ebenfalls nicht zu unterschätzen sind die asymmetrischen Machtverhältnisse zwischen Feminist_innen in ihren jeweiligen Positionen im globalisiert-universalisierten englischsprachigen Publikationsuniversum, in dem die Frage von Standort und Standpunkt alles andere als zufriedenstellend geklärt ist und weitere Achsen der Dominanz auch im Publikationsprozess wirksam werden. Das Feld möglicher Differenzen zwischen unterschiedlich anerkannten Wissenschaftskulturen spannt sich dabei von formalen über inhaltliche bis hin zu stilistischen Fragen. Hinzu kommen die bereits erwähnten Dimensionen, die mit der zunehmenden Kapitalkonzentration durch immer weniger und größer werdende Verlage sowie der zunehmenden Quantifizierung von wissenschaftlichem Output einhergehen. Sie marginalisieren explizit feministische Ausrichtungen und Arbeitsweisen weiter oder glätten und schleifen diese substanziell, um sie mit den Anforderungen des (auch feministischen) Mainstreams kompatibel zu machen. Hat frau derlei Hürden überwunden, beginnen Verhandlungen etwa über den Anteil an methodologischen und anderen (Selbst-)Reflexionen, die zwar oft die besten Orte für eine feministische Positionierung ebenso aber auch die am schnellsten gekürzten Textpassagen sind. Eine Monokulturalisierung auf Ebene der Inhalte, Themen, Positionen und Stile feministischer Wissensproduktion ist dabei unvermeidbar, und sie folgt zunehmend einem impact-factor-citation-index-gestylten Ideal, das nur den wenigsten, ganz spezifischen und ohnehin privilegierten feministischen Publikationsweisen wirklich gerecht wird.

Ich würde diesen Text gern mit dem Wort *Strategien* beenden, doch im Rückblick auf mein erstes Jahrzehnt des feministisch motivierten und orientierten Publizierens erscheint mir die Rückbesinnung auf das, was diese Strategien erst wirksam werden lässt, momentan wichtiger – und ist zugleich aus feministischer Sicht auch ambivalent: persönliche Beziehungen, die sich nicht nur durch gemeinsame Ziele kennzeichnen, sondern auch durch differenzierende und solidarische Umgangsformen. Anerken-

nend dankbar bin ich den vielen Frauen vor mir, die daran arbeite(te)n, feministische Räume auch in Wissenschaft und Bildung offen zu halten, ermutigen möchte ich die vielen Frauen nach mir, diese alltäglichen Kämpfe in einer solidarischen und strategischen Kooperation zwischen institutionalisierten und nicht institutionalisierten Personen und Positionen, zwischen den mehr und den weniger privilegierten Räumen des doing (feminist) academia weiterhin und umsichtig zu führen. Ich selbst wünsche mir auch für die Zukunft das, was Cynthia Enloe in einem Vortrag so treffend formuliert hat: „(Y)ou should always have friends who are much more feminist than you are.“² Diese Unterstützung zu erhalten und einander zu geben, darauf können wir im Konkurrenzdurchwachsenen und vereinzelden Feld der Wissenschaft nicht verzichten, wenn wir den skizzierten Verunmöglichungen zum Trotz auch den Horizont des Möglichen nicht aus den Augen und Händen verlieren wollen: feministisch publizieren.

Anmerkungen

- 1 Magdalena Freudenschuß und Brigitte Bargetz haben mich zu diesem Beitrag eingeladen. Mit ihnen und anderen Kolleg_innen verbindet mich einiges, ohne das feministisches Publizieren im Feld der Wissenschaften nicht möglich ist: der lange Atem der Bereitschaft, die Rahmenbedingungen unserer Arbeit sowie auch diese und uns selbst immer wieder in Frage zu stellen, kritische Wertschätzung jenseits von Impact-Faktoren, sowie das Ziel, in Wissenschaft und Bildung feministische Positionen als Modus der Kritik zu stärken. Danke!
- 2 Siehe www.theory-talks.org/2012/05/theory-talk-48.html (13.06.2013).

Peer-Review-Verfahren im Kontext feministischer Zeitschriftenproduktion. Zum Verhältnis von Kritik, Qualität und Macht

BEATE KORTENDIEK

In diesem Kurzbeitrag wird der Blick auf Peer-Review-Verfahren und Publikations-tätigkeiten gerichtet: Zum einen handelt es sich um einen Rückblick auf die „Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien“ (ZfF&G) und zum anderen um einen aktuellen Blick auf die „GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft“ als Orte von Wissensproduktion.

Die Einführung eines externen Begutachtungsverfahrens für die ZfF&G wurde vor dem Hintergrund der Förderung von Wissenschaftlerinnen auf dem Weg zur Pro-